

mane realistische Darstellungen des Schweizer Landlebens sind, führt auch der jüngste in die Welt der Hochgebirgstäler. Kleinbäuerlich spielt sich das Leben der Einheimischen trotz Fremdenzustroms ab, in der scheinbaren Enge mühseligen Alltags und kleinlicher Gegensätze, aber auch menschlicher Tugenden und Schwächen. Als nun die große Welt über das Dorf hereinzubrechen droht, mit Plänen, die ihm in der Meinung der Inwohner Vernichtung ihres Eigenlebens drohen, da bricht Streit und Kampf elementar los und schlägt werdendes Glück in Trümmer. Die kleine Welt ist Spiegel der großen. Die in festen Strichen von Ernst Zahns sicherer Hand gezeichneten Menschen, die klaren und lauterer wie die wunderlich verschrobenen, nehmen mit ihrem Schicksal das Interesse des Lesers von Anfang bis zu Ende voll in Anspruch.

W. Michalitschke.

*Johringla*. Roman aus dem Montafon. Von Richard Beitzl. (528 S.) Salzburg 1951, Otto-Müller-Verlag. Glb. DM 18.50.

Unter die Romane aus Grenzsituationen, die das Zeichen und oft die Belastung der Epik unserer Zeit sind, tritt einer aus der Mitte des menschlichen Lebens und Herzens. Der Verfasser ist Volkskundler und Dichter zugleich, ein Dichter aus der Schule Adalbert Stifters. Er weiß als Volkskundler nicht nur um die kirchlichen und bäuerlichen Bräuche des Jahres, die das Leben und die Sitte seiner Vorarlberger Heimat tragen, er weiß nicht nur um die immer sich wandelnde Erzählsituation der Jungen und Alten, er versteht selber zu erzählen, Stunde um Stunde, breit und weit ausholend, aber doch genau und anschaulich. Er macht uns im Erzählen erst ruhig und geduldig. Dann aber führt er uns in den Bann einer Spannung, die aus der Mitte und Tiefe des Lebens kommt, aus der immer wieder Weisheit des Lebens uns anspricht.

Erzählt und gleichzeitig meditiert wird die Geschichte des Findelkindes Eva-Maria, genannt Johringla. Wir hören die Geschichte ihres Lebens und Herzens von der Weihnachtsnacht an, da sie an der Schwelle eines Montafoner Bauernhauses gefunden wird bis zum Heiligen Abend, an dem die fünfzigjährige Hebamme Eva-Maria Schöpfer auf dem Heimweg von einer Entbindung in einer Berghütte durch eine Lawine verschüttet wird. Johringla ist eine Liebende, die nicht müde wird. Klar und rein ist ihr Herz, warm und begehrend. Ihre Augen, ihre Hände, ihr ganzes Wesen ist eine einzige Berufung zum immer bereiten Dienst, den Menschenkindern zum Licht der Welt und oft auch zur Wiedergeburt der Taufe zu verhelfen. So wird sie in ihrem Bergtal und darüber hinaus eine Mutter der Mütter. „Johringla hatte keinen Blick für die Fehler der Menschen.“ Auch darin ist sie eine Stif-

tersche Figur. Aber die Fehler der Menschen, das Leid und das Böse wachsen um ihr Herz. Doch „Leid ist die goldene Münze, mit der wir Menschen Freude kaufen.“

Weil die Augen, die Ohren und das Herz des Volkskundlers, der das Buch schrieb, die Augen, die Ohren und das Herz eines Dichters sind und nicht zuletzt die eines gläubigen Christen, darum wird das abgeschiedene Tal des Montafon menschliche Welt in all ihrer Buntheit unter dem Himmel des lebendigen Gottes. Und weil dieser Dichter und Christ ein liebender und ehrfürchtiger Mann ist, wurde sein Roman ein Buch von der Größe und Würde der Frau, eine Dichtung zum Lesen, Bedenken und Betrachten für Mädchen und Frauen, aber vielleicht noch mehr für den Mann.

H. Kreutz S.J.

*Rembrandt der Überwirkliche*. Ein biographischer Roman. Von Hendrik van Loon. (343 S. und 32 Bilder.) Zürich 1950, Rascher-Verlag. DM 19.80.

Der Bericht des Jan van Loon, der als Hausarzt Rembrandts dessen Schicksal miterlebt und aufzeichnet, bildet die Rahmenerzählung dieses Buches. Sein Inhalt ist das Schicksal eines Menschen, der ganz von der Leidenschaft aufgezehrt wird, zu malen und das Licht, das atmosphärisch die Nächte verwandelt, zu gestalten. Nachdem der große Porträtist für kurze Zeit Modemaler geworden war, hat ihn diese Leidenschaft für das Dämmerlicht dem Publikum entfremdet. Der soziale und wirtschaftliche Zusammenbruch vervollständigte seine Katastrophe. Dieses tragische Leben wird vom Verfasser in die Umwelt des 17. Jahrhunderts hineingestellt. Das Leben des holländischen Bürgers wird sichtbar. Seine religiösen Spannungen werden miterlebt. Spinoza, Descartes und eine Reihe niederländischer Maler begegnen uns. Die neuentdeckten Länder tauchen auf. Der Kampf um den medizinischen Fortschritt wird geschildert. Das Buch ist voller Geist, aber auch voll bitterer Ironie, die sich bemüht, das Anliegen der Großen des 17. Jahrhunderts vor dem sich ewig gleichbleibenden Publikum zu retten. Dieses Publikum, das in den Bildern Rembrandts nur „Wirkung von Verwesung“ sieht und „Farben, die wie eine schmutzige Flüssigkeit auf der Leinwand zu liegen scheinen“. Der Roman, der durchaus nach den geschichtlichen Quellen gearbeitet ist, erreicht in seiner beißenden Zeitkritik eine äußerste Grenze und macht ein modernes Anliegen sichtbar: den einsamen Menschen in einer ewig fremden Umwelt.

Herbert Schade S.J.

*Der veruntreute Himmel*. Die Geschichte einer Magd. Roman. Von Franz Werfel. (246 S.) Frankfurt a. M., Fischer-Bücherei. Brosch. DM 1.90.

In dankenswerter Weise hat die Fischer-Bücherei eine billige Ausgabe dieser köstlichen Geschichte herausgebracht. Wenn man



sie liest, geht einem in etwa auf, wie ein katholischer Dichter aussehen müßte. Mag Werfel den letzten Schritt zur katholischen Kirche nicht getan haben, so spürt man doch auf jeder Seite, daß er einer der Unseren ist, daß wohl kein Katholik katholischer schreiben konnte. Es ist eine prachtvolle Gestalt, diese alte Magd Teta, die in der Sorge um ihr ewiges Seelenheil von einem betrügerischen Neffen ausgenutzt wird, bis zum Ausbluten, und die doch am Ende ihres Lebens in dem Wiener Kaplan Seydel das Idealbild „ihres“ Priesters findet, die bei einer Romfahrt den „veruntreuten“ Himmel wiedergewinnt und mit dem Segen und Gebet des Heiligen Vaters in der Ewigen Stadt die Augen schließt. Gegen die „kosmische Verdummung“ der Menschen unserer Tage ist dieser Roman geschrieben, gegen die Gleichgültigkeit der Massen gegenüber dem Übernatürlichen und ihren „Aufstand gegen die Metaphysik“. „Der veruntreute Himmel“ kann sich ruhig neben „Bernadette“ stellen. Franz Werfel zu rühmen ist überflüssig. Sein Platz ist gesichert. Aber ihm für diesen Roman über das Grab hinaus zu danken, kann uns niemand wehren. G. Wolf S.J.

*Inferno*. Roman. Von Katrin Holland. (243 S.) Zürich, Orell-Füssli-Verlag. Gln. DM 13.70.

Außerlich gesehen, ein flott geschriebener Kriminalreißer mit happy end. Und doch ist dieser Roman mehr als die Geschichte Simon Vernons, alias Sim Rodalski, der für einen eingestandenen, aber nicht verübten Mord an einem amerikanischen Soldaten lebenslänglich Zuchthaus bekommt, von seiner totgeglaubten Braut Anne Thiolat gefunden wird, der ausbricht um Zeugen für seine Unschuld zu suchen, sie schließlich findet und frei wird. Es ist der Roman einer ganz großen Liebe, aus der die unerschütterlichen Kräfte für das Leben wachsen. Eine ausgezeichnete Psychologie macht auch das Unwahrscheinlichste glaubhaft und den Roman zum großen Erlebnis. Schade, daß die von unserem Standpunkte aus allzu großzügige Auffassung von vorehelicher Liebe uns das Buch nur reifen urteilssicheren Lesern empfehlen läßt. G. Wolf S.J.

*Im Schatten der Hofburg*. Gestalten, Puppen und Gespenster. Von Juliana von Stockhausen. Aus meinen Gesprächen mit Prinzessin Stephanie von Belgien, Fürstin Lonyay, der letzten Kronprinzessin von Österreich-Ungarn. (280 S.) Heidelberg 1952, F.H.Kerle. Gln. DM 11.50.

Wir erkennen in der fesselnden Darstellung dieses Buches die Verfasserin jener blendenden historischen Romane wieder, die in den zwanziger und dreißiger Jahren eine große Leserschaft bezaubert haben. Sprühend von Geist, feinnervig, in impressionistischer Farbenfülle glühend lebendige Bil-

der entwerfend — so begegnet uns Juliana von Stockhausen heute wie einst.

Der Ort, an dem sie die Eindrücke und zu einem guten Teil auch das geschichtliche und biographische Material für das vorliegende Werk gewinnt, hat schon in sich etwas seltsam Verblichenes und Fernes: das Schloß des Fürsten Elemer Lonyay zu Oroszvar in Ungarn. „Der Wagen passierte das langgestreckte Dorf, zwei Reihen niederer strohgedeckter Hütten, bog in den Park ein und glitt lautlos in die ungeheure Toreinfahrt des Schlosses“ (16). Das Dorf mit den Strohdächern. Und dann der Prunkbau im Tudorstil. Im „Roten Salon“: „Roter Damast, Aubussonteppe; die Möbel florentinisches Barock; die Überzüge antike petit-point-Arbeit; Fliesen, Tuberosen, Lilien in ganzen Büscheln. Majestätisch und zugleich schlaue starre König Leopold über seine lange Nase. Charlotte, Kaiserin von Mexiko, schön und melancholisch...“, daneben Gemälde Maximilians, der Königin Viktoria von England und ihres Prinzege mahls. Hier wurde Juliana von Stockhausen, Gräfin Gatterburg, mit ihrem Gatten von Fürst Lonyay und seiner Gemahlin Stephanie von Koburg, Prinzessin von Belgien, Witwe des Kronprinzen Rudolf von Österreich empfangen. Um das Schloß ein großer Park, Gärten am Ufer des breiten Donaustromes.

Wer an Stockhausens Buch den Maßstab strenger Geschichtswissenschaft anlegen wollte, vermöchte ihm nicht gerecht zu werden. Was hier geboten wird, ist für den Historiker zwar belangvoll, aber selbst keine geschichtliche Darstellung. Es sind Schatten der Wiener Hofburg, Gestalten, Puppen und Gespenster, wie sie aus vergilbten Briefschaften, alten Aktenschränken und aus den von Gram und Groll überschatteten Gemütern unglücklicher Prinzessinnen und verbitterter Erzherzöge aufstiegen und eingefangen, nacherlebt und belebt wurden von der schöpferischen Gestaltungskraft einer Dichterin. In einer solchen nachschaffenden Dramatik kommen gewöhnlich einige Charaktere zu kurz, werden zu schwarz oder zu hell gemalt. Das erste ist hier zum Beispiel mit dem alten Franz Joseph geschehen. Er hat sicher nicht immer eine glückliche Hand gehabt und ist mit zunehmendem Alter immer mehr in überholten Lebensformen erstarrt. Aber trotzdem war er — wie sich immer mehr herausstellt — durchaus nicht die herzlose Mumie, als die er hier erscheint.

Trotz mancher Mängel wird das Buch dem Historiker von Fach psychologische und biographische Einzelheiten bieten, die nützlich sind, wenn er sie mit der nötigen Kritik verwertet. Und den übrigen Lesern schenkt es angeregte, erlebnisreiche Stunden, wobei sie allerdings nie vergessen dürfen, daß sie es hier nicht mit einer historischen Facharbeit zu tun haben, also Abstriche zu machen sind.

G. F. Klenk S.J.